

II. 40. (B.1.)

Heinz Gutzweiler

Freiburg

Als 13-Jähriger evakuiert in die Nähe von Crailsheim

*Heinz Gutzweiler war damals 13 Jahre alt und erlebte den Bombenangriff vom **27.11.44** auf **Freiburg**. Vater war Werksschützer bei Rhodiaceta. Schildert Bombenangriff und Randumstände ausführlich. Haus in der Adlerstrasse bleibt unbeschädigt, Überleben im Luftschutzkeller. Wird zum Hamstern über Land geschickt. „Organisiert“ „Hindenburglichter“ aus einem Zug, der in Brand geschossen worden war. Kinder „vegetieren dahin, ohne Aufgabe, ohne Ziel – immer nur in Angst lebend“. 16jähriger Bruder wird „für die Verteidigung des Vaterlandes“ nach **St. Peter** zum Volkssturm eingezogen und an der Waffe ausgebildet. Gutzweiler wird von der NSV schliesslich mit der Mutter und vier Geschwistern evakuiert nach **Ellrichhausen, Kreis Crailsheim, Württemberg**. Eine Nacht auf Strohsäcken, dann alle verlaust. Behandlung mit Petroleum. Unterkunft in einem Leibgedinghäuschen. Kinder gehen Hamstern. Geschützdonner und Gewehrfeuer deutlich zu hören. Familie muss weiter, **Crailsheim** ist nicht mehr erreichbar, Amerikaner haben es eingenommen. Sie retten Kühe aus einer brennenden Scheune: Erkenntnis, „dass Feinde auch Menschen sind“. Nach Kämpfen liegen junge tote Soldaten mit Panzerfäusten in den Gräben. Odyssee der Familie durch die Gegend, mit weissen Taschentüchern in der Hand. Gelangen schliesslich nach **Volkershausen**, dort provisorische Unterkunft. Von dort zieht er allein zu Fuss weiter über **Eislingen, Stuttgart, Horb am Neckar, Kinzigtal**, schliesslich zurück nach **Freiburg**. Familie bleibt zurück. In Freiburg wird der Vater informiert, dann geht's zurück bis Volkershausen. Die anderen werden nachgeholt. Schliesslich sind alle wieder in Freiburg und alles „normalisiert“ sich.*

Wochenlang waren wir Kinder bei jedem Flugzeuggeräusch in den Keller gesprungen. Am 27. November aber, am Tag des Angriffs, gab es erst Voralarm. „Bleibt mal liegen“, sagte unsere Mutter, „vielleicht ist es nicht so schlimm“. Die Kleider hatte jedes Kind griffbereit neben dem Bett auf einem Stuhl. Wach waren wir ja schon, und als plötzlich Bomben fielen, sprangen wir aus den Betten, durch die Wohnung, die Treppen vom dritten Stockwerk bis in den Keller. Fünf Stufen habe ich immer mit einem Satz zurückgelegt, verfolgt vom Sohn unseres Nachbarn, der feste Schuhe anhatte.

Barfuss, ohne die bereit gelegten Kleider, zitterten wir 20 Minuten um unser Leben. Die Wände schwankten, ein Mädchen bekam einen Herzanfall, da ihre Eltern in der Stadt im Kino waren. Die Nacht war von den „Christbäumen“, Leuchtraketen an Fallschirmen, hell erleuchtet. Diese ermöglichten den Bomberpiloten einen genauen Abwurf ihrer Tod bringenden Fracht. Die ganze Innenstadt war verwüstet und über Zweitausend Menschen fanden den Tod. Bomben mit Zeitünder explodierten die ganze Nacht, und Überlebende verliessen in panischer Angst die Stadt, um ausserhalb einen sicheren Platz zu finden.

Unser Haus, ein Wohnblock mit 32 Wohnungen, wurde zum Glück nicht getroffen. Alle Fenster waren zerstört, das elektrische Licht, die Trink- und Abwasserversorgung waren unterbrochen. Aus unserer

Familie und auch aus dem gesamten Haus in der Karlsruherstrasse 2 0 kam niemand zu Schaden. In dieser Nacht beteten alle im Keller und baten den lieben Gott, unser Leben zu schützen.

Unser Vater war beim Werkschutz der Firma Rhodiaseta verpflichtet und musste sofort seinen Dienst antreten. Wir bemühten uns, die Glasscherben der zerbrochenen Fenster zu entfernen. Später wurden diese mit Hilfe von Rollglas (nicht durchschaubar) notdürftig wieder verschlossen. Wasser fanden wir wenige Tage später in einem Garten. Dort war ein Brunnen ins Erdreich geschlagen, aus dem sich viele Menschen der näheren Umgebung monatelang versorgten.

Ständig in Sorge um seine fünf Kinder hat uns unser Vater der örtlichen Partei anvertraut, die uns über Nacht nach Mühlhofen an den Bodensee verschickte. In einem einfach gemauerten Haus, in dem sonst Obst eingelagert war, standen uns zwei Räume zur Verfügung. Der Winter 1944 war jedoch so kalt, dass unsere Bettdecke am Morgen vom Atem zu Eis gefroren war. Nach wenigen Wochen zogen wir es vor, wieder nach Freiburg zurück zu kehren.

Immer und immer wieder flogen Jabos (Jagdbomber) Angriffe auf unsere Stadt Freiburg. Oft verliessen wir schon früh am Morgen unsere Wohnung, um im Bunker unter dem Schlossberg Schutz zu suchen. Dort verbrachten wir die ganzen Tage, um am Abend jeweils wieder nach Hause zu gehen. Wenn es zu turbulent zugeing, blieben wir aber auch über Nacht im Bunker. Die Versorgung mit Lebensmittel, über Lebensmittelkarten geregelt, klappte langsam wieder. Am Abend stand als einzige Lichtquelle vielleicht eine Kerze zur Verfügung.

Das „verbesserte“ sich, als eines Tages ein Jabo einen Güterzug beschoss und in Brand setzte. In den Wagen waren so genannte „Hindenburglichter“, kleine Kerzen wie heute die Grableuchten, gelagert. Viele brannten, einige aber noch nicht. Auch wir Kinder, immer bemüht, irgend etwas Brauchbares nach Hause zu bringen, kletterten zwischen den brennenden Wagons umher, um einige brauchbare Hindenburglichter zu erhaschen.

Um den Ofen heizen zu können, wurde alles, was brennbar war, gesammelt. Im Mooswald zugeteiltes Holz wurde mühselig mit einem kleinen Leiterwagen nach Hause gebracht. Bekleidung gab es keine. Man musste mit dem auskommen, was man hatte. Täglich flogen Jabos Angriffe auf alles, was sich auf dem Erdboden bewegte: Züge, alle mit Dampflokomotiven, konnten nur nachts verkehren. So kam es auch, dass ich einmal von meiner Mutter nach Endingen geschickt wurde, um dort versprochenes Obst abzuholen. In der Dunkelheit lief ich zum Bahnhof und stieg in den Zug in Richtung Offenburg, Müde beobachtete ich unterwegs einen kleinen Zug, der auf dem Nebengleis abfahrbereit stand. Ich aber fuhr weiter, bis mich ein Mann fragte, wo ich eigentlich hin wollte. „Nach Endingen“ war meine Antwort, worauf der Mann entsetzt schrie: „Was, wir sind ja gleich in Offenburg!“

Beim Anfahren des Zuges sprang ich noch auf den Bahnsteig und war in Schutterwald. Die Fahrt musste ich mit dem wenigen Geld, das ich besass, bezahlen. Dann stand ich auf der Strasse. Züge fuhren tagsüber nicht mehr. Was blieb mir übrig, als den ganzen Weg bis Riegel (ca. 35 km) zurückzulaufen? Dabei musste ich immer auf Tiefflieger achten, die alles, was sich bewegte, beschossen. Gegen Abend traf ich Riegel ein, und sah noch in der Ferne den kleinen Zug, der mich hätte weiter befördern können.

Alles was ich erlebt hatte, war nicht so schlimm wie die Tatsache, dass ich immer noch zwei leere Spankörbe hatte. Obst am Baum abmachen war streng verboten, Fallobst auflesen wenigstens geduldet. Ein kleiner Baum hing voll mit Äpfeln, und da ich keine pflücken durfte, sprang ich einige Male gegen den Baum, bis ich genügend "Falläpfel" auflesen konnte und meine Spankörbe voll waren. Spät in der Nacht kam ich mit einem Lastwagen nach Hause. Platz hatte ich dabei nur neben dem Holzvergaser, mit dem das Fahrzeug angetrieben wurde, oben auf dem Führerhaus. Aus Angst vor Strafe erzählte ich daheim, Pfaumen hätten die Leute keine mehr gehabt, dafür hätten sie mir Äpfel mitgegeben!

Wir Kinder, 16, ich 13, meine anderen Geschwister 9, 8 und 4 Jahre alt, vegetierten dahin, ohne Aufgabe, ohne Ziel - immer nur in Angst leben. Mein Bruder Kurt (16) wurde zum Volkssturm eingezogen und in St Peter für die „Verteidigung des Vaterlandes“ an der Waffe ausgebildet.

Dann wurde wieder ein Transport zusammengestellt, mit dem Frauen und Kinder „in Sicherheit“ gebracht werden sollten. Im Februar 1945 stiegen wir am Wiehre-Bahnhof in einen Zug, der uns die ganze Nacht beförderte. Keiner wusste, wo wir uns befanden. An einem Bahnhof wurden wir ausgeladen und mit Pferdefuhrwerken über Land gebracht. In einem Massenlager in der Volksschule von Ellrichshausen, im Kreise Crailsheim in Württemberg, fanden wir Aufnahme.

Nach einer Nacht auf den Strohsäcken der dort aufgestellten Feldbetten erkannten wir, dass wir alle verlaust waren. Wie soll man dagegen angehen, wenn man keine Seife oder anderen Mittel dagegen anwenden kann? In der Not goss unsere Mutter Petroleum über die Haare, was sofort zu größten Entzündungen und Blasenbildung führte. Mit uns untergebracht war auch eine Frau mit sechs Kindern aus Crailsheim. Das war für uns Kinder natürlich eine schöne Sache. Was der eine nicht wusste, wusste der andere. Bei ihrer Wohnung in Crailsheim hatte diese Familie Hühner zurück gelassen, die alle zwei Tage gefüttert werden mussten.

Da dies zu umständlich war, erhielten wir Kinder den Auftrag, alle „Hair“, so sagte man dort zu den Hühnern, von Crailsheim nach Ellrichshausen zu holen. Es wäre ja sicher zu wenig spannend gewesen, wären wir nicht auf die Idee gekommen, eine „Hair“ unterwegs freizulassen. Das wurde jedoch sofort bemerkt und wir waren froh - sicher das Huhn auch, das ziellos auf den Feldern umherirrte - als wir es wieder eingefangen hatten.

Bald darauf wurden uns das Leibgedinghäuschen des Bauern Schmitt in Volkershausen bei Ellrichshausen im Kreis Crailsheim Württemberg zugewiesen. Dort standen uns zwei Räume, zwei Betten, ein Herd, ein Tisch mit vier Stühlen und ein kleiner Schrank zur Verfügung. Essbesteck, Kochtöpfe und Geschirr musste alles erst wieder besorgt werden. Im gleichen Haus wohnten auch die geistig behinderten, aber sehr lieben Geschwister des Bauern, die diesem in der Landwirtschaft halfen.

Kontakte knüpfen war für uns Kinder viel wichtiger, als über die Sorgen nachzudenken, wie wir am nächsten Tag satt werden sollten. Die ganze Gegend wurde mit anderen Kindern erkundet: die Scheune (mit einem Betonkeller und Apfelmostfässern, deren Inhalt probiert wurde), der Keller und der auf dem Speicher befindliche Taubenschlag. Wir Kinder versuchten natürlich, unseren Teil dazu beizutragen, den Verpflegungsnotstand etwas zu verbessern. Bei der „Inspektion“ des Taubenschlages gelangten wir eines Tages zuerst in die Räucherammer. Der kleinste dort hängende Schinken wurde „requiriert“.

Der Hühnerstall, in dem mindestens zwanzig Legemöglichkeiten für die Hühner vorhanden waren, war immer abgeschlossen. Um diese Anlage durch das Hühnerloch inspizieren zu können, war ich zu groß, nicht aber mein Spielkamerad, den ich mit ausgestreckten Armen hinein schieben konnte. Nachdem wir aus dem einen oder anderen Nest ein Ei sicher gestellt hatten, erklärten wir uns bereit, „hamstern“ (betteln) zu gehen. Wir liefen bei strahlendem Sonnenschein in den Wald und verbrachten dort eine gewisse Zeit, bis wir beladen nach Hause kamen.

Wie aber erklärt man Erwachsenen, einen Schinken, in dieser schlechten Zeit, geschenkt bekommen zu haben? Wir erzählten, wir hätten ein Pferdefuhrwerk eines Bauern aufgehalten, das durch das Geräusch eines vorbeifahrenden Panzers erschreckt durchgebrannt sei. Meine Mutter, stolz auf ihren kleinen Sohn oder von einem Mitteilungsbedürfnis geplagt, schnappte den Schinken, lief zur Bäuerin, zeigte den Schinken (ihren eigenen, was sie nicht wusste) und erzählte die Geschichte. Viele Jahre später beichtete ich einmal meiner Mutter alles. Sie nahm mir aber die wahre Geschichte nicht ab.

Angst hatten wir täglich vor den Jabos, die es vor allem auf Dampflokomotiven abgesehen hatten, die sich tagsüber in einer nahen, tiefen Schlucht, aufhielten. Die Front rückte immer näher. Geschützdonner und Gewehrfeuer waren deutlich zu hören. Die Strasse vor unserem Haus war nachts voll von Soldaten, die alle auf der Flucht waren.

An einem Morgen kam der zuständige Ortsgruppenleiter (Funktionär der NSDAP-Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) und erklärte, unser Gepäck lagere in einer Scheune ca. 30 km hinter Crailsheim im Ort Maulach. Ein wenig Bett- und Leibwäsche, aber vor allem drei Stangen Industrie-Kernseife - damals ein sagenhafter Schatz! - war auf einmal wieder erreichbar. Sofort bemühten wir uns um einen Wagen. Schon in der Dunkelheit des folgenden Morgen starteten wir, um in einem großen Bogen um Crailsheim herum den Ort Maulach anzusteuern. Auf dem direkten Weg konnten

wir nicht gehen, da sich bei Crailsheim ein Flugplatz befand, der von den Amerikanern bereits für sich selbst mit zig Jabos am Himmel den ganzen Tag über bewacht wurde. Was sich in der Nähe regte, wurde beschossen. Oftmals war das Gewehrfeuer der nahen Front in etwa 1 -2 km Entfernung zu hören. Einen Mann konnten wir beobachten, der eine ganze Wagenladung mit Panzerfäusten in den nahen Fluss, die Jagst, warf.

Am späten Nachmittag erreichten wir Maulach, fanden unser Gepäck (drei Kisten), luden es auf und machten uns auf den Rückweg. Wir kamen keine 50 Meter weit auf der Hauptstrasse, bis uns Leute abwinkten: „Crailsheim ist nicht mehr erreichbar, die Amerikaner haben die Stadt eingenommen“. Also zurück und warten. Deutsche Soldaten bezogen Stellung in den Löchern neben der Strasse, und ein schweres Maschinengewehr wurde auf einem nahen Wasserturm postiert. Der Gefechtslärm schwoll bis in die Abendstunden an. Die Nacht verbrachten wir in einem Zimmer in Betten. An eine Nachtruhe war aber nicht zu denken, da andauernd Granaten über unser Haus flogen.

In Erinnerung an Erzählungen meines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918 hatte ich nicht allzuviel Angst, solange die Granaten heulten. Der hatte mir nämlich gesagt, dass die Granaten harmlos seien, solange man sie heulen höre. Am nächsten Morgen war Totenstille. Junge, deutsche Soldaten kamen am Haus vorbei und erklärten auf die Frage meiner Mutter, was denn nun los sei: „Alles halb so schlimm.“ Auf einmal schwoll das Brummen schwerer Panzer an, der Gefechtslärm wurde stärker, vom Wasserturm ratterte das Maschinengewehr.

Panzer erreichten die wenigen Häuser unseres Ortes. Ein schwerer amerikanischer Panzer, durch eine deutsche Panzerfaust in Brand geschossen, musste aufgegeben werden. Amerikanische Laute drangen an unsere Ohren, und auf einmal standen Neger unter der Kellertür mit dem Ruf: „Deutsch Soldat?!“ Wir verneinten und erklärten, dass sich außer Frauen und Kindern nur alte Männer im Keller aufhielten. Neugierig drängte ich mich an die Kellertür, um mit zubekommen, was sich draußen abspielte. Ich beobachtete, wie aus dem in Brand geratenen Haus und Stall gegenüber, ein alter Mann und eine jüngere Frau heraus stürzten. Die junge Frau kniete auf der Strasse mit erhobenen Händen vor zwei bewaffneten, amerikanischen Soldaten nieder, flehte sie an und deutete auf das brennende Haus. Sofort übergab einer der Soldaten das Gewehr seinem Kameraden und sprang in das brennende Haus. Nach kurzer Zeit strömten viele Kühe mit rauchenden Nüstern aus dem Stall, von denen die meisten später, mit dicken Leibern, verreckt auf den Feldern lagen. Mir zeigte diese Situation schon als Kind, dass auch „Feinde“ Menschen sind!

Der Kampflärm ebte ab. Nachdem wir uns auf die Strasse wagten, fanden wir unsere jungen Soldaten in den Löchern an der Strasse. Alle hatten ihre Panzerfäuste abschussbereit in den Händen und waren tot. Mit den Bordkanonen auf den Panzern hatten die Amerikaner ganze Arbeit geleistet. Einer der jungen Soldaten stammte aus dem wenige Kilometer entfernten Künzelsau. Vierzig Jahre später erreichte ich

wieder diese Stelle. Man hatte dort einen Parkplatz errichtet und keine Gedenktafel an die jungen Soldaten, die ihr „Vaterland verteidigten“ und mit ihrem Leben bezahlten.

Meine Mutter und ich waren beunruhigt, hatten wir doch meine drei Geschwister beim Bauern Schmitt zurück lassen müssen. Da absolute Ruhe eingetreten war, machten wir uns mit einem Taschentuch (weiße Fahne!) in der Hand auf den Weg, im ein Kilometer entfernten Ort den Bürgermeister um Rat zu fragen, wie wir denn heim kommen könnten. Mit einigen Männern empfing uns dieser am Ortsrand mit den Worten: „Seid ihr total verrückt ? Auf der einen Seite im Wald liegen die deutschen und auf der anderen die amerikanischen Soldaten – und ihr geht dazwischen spazieren!“

Jetzt waren wir nicht nur von meinen Geschwistern, sondern auch von unserem wieder gefundenen Gepäck getrennt. Eine ganze Woche waren wir in diesem Ort festgehalten bis eines Morgens ein deutscher Soldat auf einem Fahrrad erklärte, dass alle Amerikaner weg seien. Die Deutschen hatten bei Bad Mergentheim einen Umzinglungsversuch gestartet, was die Amerikaner veranlasste, das Weite zu suchen.

Jetzt hielt uns nichts mehr. Schleunigst machten wir uns auf den Weg, holten unseren beladenen Wagen und bewegten uns in Richtung Crailsheim, jede Vorsicht außer Acht lassend. Bis Crailsheim reichte unsere Kraft, doch dann ließ diese nach. Tagelang hatten wir nichts gegessen. Woher sollte denn die Kraft kommen? Zwischen Crailsheim und Ellrichshausen gibt es ein Straßenstück, das leicht ansteigt. Diese sonst kaum beachtete Stelle konnten wir nur so meistern, in dem ich mich in die Speichen des Leiterwagens stellte und so den Wagen zentimeterweise vorwärts bewegte. Völlig entkräftet erreichten wir Volkershausen und fanden unsere Kinder wohlbehalten vor.

Nachts machten deutsche Soldaten auf der Flucht auch bei uns Halt. Ein Soldat musste immer Wache stehen, während die anderen in unseren Betten schliefen. Wir hatten uns im Keller auf den Kartoffeln des Bauern ein Lager hergerichtet. Am 20. April 1945, es war der Geburtstag von Adolf Hitler, erreichten uns die amerikanischen Soldaten ein zweites Mal.

Eine nahe Brücke über die Eisenbahnlinie war von deutschen Soldaten noch gesprengt worden. „Hitler ist ein böser Mensch, Hitler ist ein Verbrecher!“ sagte mir ein amerikanischer Soldat. Sag du was du willst, ich weiß das viel besser, dachte ich und merkte erst viel später, dass dieser Soldat recht hatte. Aber wie soll man als Kind so etwas beurteilen können, wenn man noch nichts von der Welt gesehen hat und immer nur mit einseitiger Propaganda aufgewachsen ist? Damals waren wir, nach meiner Meinung, die Besten, die Größten und die Tapfersten auf der Welt. Betroffen hatten wir Kinder zusehen zu müssen, wie ein Amerikaner meine Mutter aufforderte, frische Eier, die wir am Tag zuvor von der Bäuerin bekommen hatten, beidseitig für sie zu braten. Bis dahin hatte die Bäuerin alle Eier abzuliefern.

Neugierig streiften wir Kinder ums Haus. Ein Loch blieb uns nicht verborgen, in das Amerikaner ganze Stangen Käse, aber auch noch verschlossene Büchsen reingeworfen hatten. Am Waldrand entdeckte ich eine umgeworfene schöne Kiste. Diese habe ich für eine Holzkiste neben dem Ofen vorgesehen. Mitnehmen durften wir allerdings nichts, im Gegenteil. Den Soldaten lästig geworden, verscheuchten diese uns nach Hause.

Zwei Tage später wurde die Front verlegt, und alle Panzer und Soldaten zogen weiter. Zuerst gruben wir die zugeschütteten Büchsen aus, in denen sich herrliches Corned beef befand. Unsere Mutter hatte Angst, die Soldaten kämen wieder, um all diese Sachen zu holen. Deshalb versteckten wir Kinder die Büchsen erst einmal im Keller. Jetzt galt es die Kiste für das Holz sicher zu stellen. Wie ich diese hochnahm, waren darin noch zwei Filzlagen, gefüllt mit Eiern. Schnell hatten wir herausgefunden, dass diese noch zu genießen waren, und dann gab es bei uns Spiegeleier!

Eine weitere brisante Entdeckung machte ich. Am Waldesrand lag auch ein Gewehr - ein Luftgewehr, das ich zur Verteidigung unbedingt brauchte! Mit einer Schnur band ich dieses an mein Bein und schlenderte, möglichst harmlos erscheinend, zu unserem Haus. Dort versteckte ich meine Waffe unter den Ziegeln der Scheune. Jetzt konnte kommen was wollte, ich war bewaffnet! Wie wichtig das war, zeigte sich wenig später. Gegen Zigaretten, die wir auch gefunden hatten, tauschte ich bei den großen Buben des Ortes Bleikügel für mein Gewehr ein.

Eines Abends musste ich feststellen, dass ein deutscher Soldat sich für „unser Mariele“, die Tochter des Bauern, interessierte und sich am Abend auf einer Bank hinter dem Haus mit ihr traf. Das schmerzte! Ohne zu überlegen, schlich ich mich in die Scheune, entfernte vorsichtig einige Ziegel und schoss auf eine Milchkanne, die auf einer Stange neben der Bank zum Lüften aufgesteckt war. Da ich die Kanne auch traf, verunsicherte das damit verbundene Geräusch unseren „Konkurrenten“ so, dass er die Flucht ergriff. In der Dunkelheit war für ihn nicht zu erkennen, woher geschossen wurde.

Mein Bruder Hans, acht Jahre alt, fand mit seinen Spielkameraden am Bahndamm eine scharfe Granate! Woher die ihr Wissen hatten, war nie herauszufinden, hoben sie doch fachmännisch und sehr vorsichtig die Spitze ab, um an den darin befindlichen Sack mit Pulverstangen zu gelangen. Diese spaghetti-ähnlichen Stangen konnte man anzünden, austreten und hatte die herrlichsten „Heuler“. Wie leicht hätte die Granate explodieren können und alle Kinder töten!

Der Krieg war zu Ende. Was empfindet man nach sechs Jahren der Angst? Man kann es kaum glauben, nachts ruhig schlafen zu können und keine Angst mehr haben zu müssen. Alles war so fremd und unwirklich! Heimströmende deutsche Soldaten, denen es bis dahin gelang, nicht in Gefangenschaft zu geraten, erinnerten uns täglich an den zu Ende gegangenen Krieg, Wie soll es nun mit uns weitergehen?

Steht das Haus noch mit der von uns bewohnten Wohnung? Leben Vater und Bruder noch, die wir in Freiburg zurück gelassen haben?

Alles war tot ! Es gab weder Telefon noch eine Postverbindung, es fuhr kein Zug, es gab weder ein Auto noch sonst etwas, das man benutzen hätte können. Nicht einmal ein Fahrrad stand zur Verfügung. Was bleibt also übrig? Selbst nachsehen, wie es zu Hause aussieht. Die wenigen Bauern des Ortes wurden von mir unterrichtet, mich sofort zu benachrichtigen, sollten Soldaten aus der Nahe Freiburgs um Quartier bitten. Schon am nächsten Tag teilte man mir mit, dass Soldaten aus der Nähe Freiburgs übernachten würden. Bei meiner Vorsprache fand ich einen Soldaten aus Biberach/Riss und einen aus Ringsheim (das sei bei Freiburg!) in Begleitung seiner Ehefrau vor. Diese habe ihn im Lazarett besucht und sei vom Kriegsende überrascht worden.

Sie erklärten sich bereit, mich auf ihrem Weg in Richtung Heimat mitzunehmen. Akzeptieren müsste ich jedoch, dass sie keine Strassen, sondern nur Wald- und Wiesenwege benutzen würden, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. Gerne stimmte ich zu, und von Abenteuerlust getrieben, zog ich am folgenden Morgen mit ihnen los. Vier Wochen für den Hinweg, eine Woche Erholung und vier Wochen für den Rückweg hatten wir kalkuliert. Erst als ich hinter den Hügeln verschwunden war, dämmerte meiner Mutter, auf welches Abenteuer sie sich mit ihrem erst 14 Jahre alten Sohn eingelassen hatte.

Mit einem alten Tornister, ein paar Rindslederschuhen von der Technischen Nothilfe (gehörten eigentlich meinem Vater und waren etwas zu groß) und frohen Mutes hielt ich mit meinen Begleitern Schritt. Zu Essen gab es immer nur am Abend, wenn mein Spezi aus Biberach für uns alle Quartier gemacht hatte. Heimlich flüsterte er mir schon zu Beginn zu, dass es uns beiden nicht schlecht gehen würde. Für ihn war immer wichtig, eine hübsche Tochter oder Magd anzutreffen, für mich mehr, etwas Ordentliches in den Bauch zu bekommen. Unser Weg führte durch Wald und Wiesen, über Knüppeldämme eines Sumpfbereichs in Richtung Süden nach Ellwangen, Aalen, Mutlangen bis Eislingen an der Fils.

Unterwegs haben wir einmal bei einem Bauern geschlafen, der am folgenden Morgen Brot backen wollte. Dazu war erforderlich, den mit Holz vorgeheizten Ofen mit dünnen Fladen auszulegen, um zu sehen, ob die Hitze im ganzen Ofen richtig verteilt war. Diese Fladen, teils mit Butterflocken oder auch mit etwas Zucker bestreut, waren für mich Kuchen. Einen großen Teller davon fanden wir auf unserem Frühstückstisch. Mein Begleiter ging das Ehepaar holen, ich futterte weiter, bis er zurück kam und überrascht war, dass bei mir immer noch etwas in den Bauch passte.

Einmal stießen wir aber auch auf recht unfreundliche Leute, die uns abwiesen. Mein Begleiter murmelte beim Weggehen noch etwas von Handgranaten, die wir noch im Besitz hätten und diese nachts

vorbeibringen würden. Am folgenden Morgen hörten wir von unserem Gastgeber, dass in dem fraglichen Haus die ganze Nacht ein Licht gebrannt habe.

Nach einigen Tagen hatten wir Eislingen an der Filz passiert und bei einem Bauern eine Rast eingelegt. Von diesem erfuhren wir, dass wir uns nun dicht an der Grenze zur französisch besetzten Zone befänden, aber auch, dass wir dort keine Chance hätten, nicht in Gefangenschaft zu geraten. Meine Begleitung hatte sich schnell entschlossen bei dem Bauern zu bleiben, der ihnen anbot, sie als Erntehelfer zu beschäftigen. Jetzt war ich auf mich allein gestellt. Zurück nach Eislingen und dann Stuttgart ansteuern, das waren meine Gedanken, die ich auch ausführte.

Wie ich durch die Stadt Eilsingen alleine marschierte, fragte mich eine Frau nach woher und wohin. Ich gab ihr Antwort und war im Handumdrehen von mehreren Frauen umringt, die mir alle, um mir etwas Gutes zu tun, ein Päckchen Käse zusteckten. Sie kamen von einer Verteilstelle, zu der ein Lastwagen Käse aus dem Allgäu gebracht hatten, wovon nun jeder eine Sonderzuteilung erhalten hatte. Ich stand da, kaum fähig, mich zu bedanken ob dieser noblen Geste, die Arme voller Käse und wusste im Augenblick nicht, wie es weitergehen sollte.

Da erbarmte sich die liebe Frau Else Zettel, Adolf Hitlerstrasse in Eislingen, nahm mich an der Hand und mit nach Hause. Dort wusch sie meine Strümpfe. Ich nächtigte diese Nacht im Bett mit ihrem Sohn Andreas zusammen, erhielt eine Heimatkarte mit ihrer Anschrift und war am nächsten Morgen bereits wieder auf Achse. Jetzt blieb ich aber auf der Strasse, wurde von Soldaten oft etwas eigenartig angesehen, aber in Ruhe gelassen. So einen kleinen, schwächtigen „Soldaten“ mit einem alten Tornister auf dem Rücken, nein, den hatte keiner zu fürchten. Es ging durch die große Stadt Stuttgart hindurch ins Neckartal Richtung Horb und weiter. Einmal wechselte ich in Richtung Freudenstadt, um später über das Kinzigtal ins Elztal zu gelangen. Jetzt hatte ich ja eine Karte, nach der ich mich orientieren konnte. Trotzdem fragte ich immer nach der nächsten größeren Stadt, um lästigen Fragen zu entgehen, und machte so manchen Umweg.

Alle, die sich bewegten gingen zu Fuß. Züge fuhren keine, die wenigen Autos waren alles Militärfahrzeuge. Für Fahrräder stand keine Bereifung zur Verfügung. Im Kinzigtal traf ich auf einmal meinen Klassenkameraden Günter Nageleisen. Der saß in der Mittelschule in der Bank neben mir und war von Nagold kommend ebenfalls auf dem Weg nach Freiburg. Er war jedoch in Begleitung seiner Brüder und Mutter und hatte einen Leiterwagen dabei. Endlich durfte ich meinen Tornister, den ich schon neun Tage auf dem Rücken getragen hatte, auf dem Wagen ablegen. Zusammen erreichten wir einen Bauernhof kurz vor der Elztaler Höhe, die der Familie meines Schulkameraden bekannt war. Dort durften wir die Nacht bleiben.

Schon am folgenden Tag kamen wir nach ca. 30 km in Freiburg an. Bei der zerstörten Eisenbahnbrücke am Komturplatz trennten sich unsere Wege. Völlig überrascht öffnete mein Vater die Tür. „Ja, wo sind die anderen?“ war seine Frage. Ich hatte eine Menge zu erzählen, aber auch zu arbeiten. Ein Brief meiner Mutter, in dem drin stand, dass mein Vater Obst einkochen solle, hatte über einen zu Fuß laufenden Soldaten sein Ziel erreicht. Mein Vater tat wie ihm empfohlen, nur mit der Reinigung des Bodens kam er nicht nach. Alles war voller Kirschsteine und -saft. Aber mit Hilfe seines Sohnes, der nach elf Tagen sein Ziel bereits erreichte, war die Reinigung kein Problem.

Viel schlimmer dagegen war die Ernährung» Mein Vater hatte für seinen Sohn nichts zu essen. Dieses Problem konnten wir nur so lösen, indem ich in Sexau-Lörch einer Bäuerin bei der Arbeit half. Eine Woche versorgte ich die einzige Kuh, holte Gras von der Wiese, mistete den Stall, sammelte Kartoffelkäfer von den Kartoffelpflanzen und fiel am Abend todmüde ins Bett.

Doch in Volkershausen warteten meine Mutter und meine Geschwister auf Nachricht, ob eine Heimkehr nach Freiburg möglich sei. Nur ungern entließ mich die freundliche Bäuerin, wusste sie doch, dass ich wieder viele Tage auf der Strasse unterwegs sein werde. Mein Vater begleitete mich bis Gundelfingen zur „Linde“, bei der sich früher die Hauptstrasse von Freiburg nach Karlsruhe und die ins Elztal nach Waldkirch und Elzach trennte. Mit einer trockenen Scheibe Brot in der Tasche lief ich an diesem Tag 47 Kilometer bis nach Hausach im Kinzigtal. Ausdrücklich will ich nochmals betonen, dass die trockene Scheibe Brot keine Erfindung von mir ist, sondern Tatsache war, ebenfalls die Wegstrecke, was ich heute, wenn ich mit dem Auto die Strecke fahre, selbst nicht mehr wahr haben will. Aber alles war so, wie ich es berichte.

Im Elztal war ich durstig geworden und fragte einen Bauern um ein Glas Milch. „Dort ist der Brunnen“, gab mir dieser zur Antwort, „wir müssen aufs Feld, unser Heu holen“. Ich verzichtete, wurde aber hinter der Passhöhe von der Oma erkannt, bei der wir auf dem Weg nach Freiburg genächtigt hatten. Omas wissen immer, auf was es ankommt, und deshalb war nicht verwunderlich, dass sie, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass ich auch der Bub sei, mir eine Schale Milch gab. Diese wurde aus einem „Kühlschrank“ geholt, durch den andauernd ein kühler Wasserstrahl floss. Nie schmeckte mir Milch köstlicher.

In Hausach fand ich Aufnahme in einem Massenlager, das für die vielen Menschen eingerichtet worden war, die sich auf der Strasse bewegten. Hier gab es kein Abendbrot und am folgenden Morgen kein Frühstück. Erst am nächsten Abend bereitete mir eine Frau, die mir auch Herberge gab, eine Pfanne mit Bratkartoffel. Als ich ihr erzählte, dass ich seit meinem Weggang von Zuhause am Tag zuvor nur eine Scheibe Brot zu essen hatte, schimpfte sie mit mir. Ich solle doch die Leute fragen und würde sicher immer etwas erhalten. Ja, für andere gerne, für mich selbst so lange wie möglich nie.

Aber ich hatte auch anderes Glück. Ab Horb war die Eisenbahnlinie nach Stuttgart wieder intakt. Für die Benutzung des Zuges benötigte man jedoch einen Passierschein, den ich nicht hatte. Eine Frau machte mich darauf aufmerksam, dass ich nicht die Strasse in den Ort benutzen dürfe, sondern einen Seitenweg, der an einem trockenen Bachbett mündete. In diesem müsse ich ca. 50 Meter nach links und käme so direkt zum Hof des Bürgermeisters. Der wisse sicher einen Rat.

Ein französischer Soldat hatte einem Bauern ein Schwein gestohlen und musste zur Strafe an der Strasse Wache schieben. Damit ihm die Sache nicht langweilig wurde, sperrte er kurzerhand alle ein, die des Weges kamen. Der Bürgermeister war ein sehr lieber Mann. Er bestellte mich am Nachmittag in seine Amtsstube und stellte mir dort einen Passierschein aus. In dem stand geschrieben, dass ich in Horb zur Erntehilfe war und nun auf dem Heimweg nach Volkershausen. Mit diesem Papier erhielt ich einen Fahrschein und konnte so, auf einem Güterwagen, die Fahrt bis kurz vor Stuttgart genießen.

Lange war ich wieder unterwegs, bis ich die große Stadt hinter mir hatte. Doch was stand auf einmal am Strassenrand ? Ein Mercedes-Cabrio mit Holzvergaser-Ofen. Eine "Lady" wartete auf ihren Fahrer, und als ich sie fragte, ob sie mich wohl ein Stück mitnehmen würde, hieß sie mich auf den Fahrer zu warten. Der kam, er war in Sachen Schuhe unterwegs, und nahm mich mit. Die Stadt Crailsheim erreichte ich erst gegen Abend. Jetzt noch einmal zu übernachten, kam für mich nicht in Frage.

Die Nacht brach herein, als ich die Stadt hinter mir hatte und über Feldwege einen Wald erreichte. Wo oben hell ist, sagte ich mir, verläuft auch unten die Strasse. Mitten im Wald erschrak ich zu Tode. Eine noch vom Krieg her frei laufende Kuh hatte mich bemerkt und mich mit einem lauten Muh in der Dunkelheit begrüßt. Groß war die Freude bei meinen Geschwistern und meiner Mutter, als diese ihren Sohn und Bruder nach 24 Tagen bereits wieder in die Arme schließen konnten.

Eine Frau mit einem kleinen Kind aus Breisach wollte auch nach Hause. Als „Fachmann“ erklärte ich mich bereit, sie bis Heidelberg zu begleiten. Jetzt fuhren schon wieder streckenweise Züge, die man benutzen konnte. Wir hatten einen Güterwagen benutzt, als auf freier Strecke jemand die Parole ausgab, wer nach Heidelberg wolle, müsse hier aussteigen. Umständlich öffneten wir die Tür des Kohlewagens. Ich nahm einen Koffer und das Kind herunter, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Den Koffer schaffte ich noch rein zugeben, das Kind aber nicht. Ein Mann schnappte dieses, gab es der Mutter und schloss die Tür. Ich stand draußen und konnte die Fahrt nur fortsetzen, indem ich meinen Achterstegen auf das Brett für Rangierer setzte und mich bis Heidelberg festklammerte. Dann kehrte ich wieder zurück.

Jetzt kam für uns der Tag der Rückkehr nach Freiburg. Bauer Schmitt brachte uns mit Pferd und Wagen nach Crailsheim. „Wir sehen uns nicht wieder“, sagte er zum Abschied. Den ganzen Tag warteten wir in der heißen Sonne auf eine Mitfahrmöglichkeit. Ein Militärfahrzeug, etwas größer als ein Jeep, hielt vor uns

an. Auf diesen Wagen durften ein älterer Mann und einige Frauen steigen, die lange nach uns gekommen waren. Welche Ungerechtigkeit es doch auf der Welt gibt, dachte ich und wartete weiter.

Am späten Nachmittag fuhr ein Sattelschlepper vor, nur mit Ladefläche, ohne seitliche Stützen. Schnell sprang ich zum Fahrer an sein Führerhaus und fragte auf Englisch, ob er uns nicht mitnehmen würde? Auch der Posten war näher getreten, und im gegenseitigen Einvernehmen durften so viel Leute aufsteigen, wie Platz hatten. Wir saßen vorne, wo der Anhänger eine kleine Schanze hatte, unter der sich die Befestigung zum Fahrzeug befand. Festhalten war nur dadurch möglich, dass ich mit meinem Schuhabsatz in einer eisernen Lasche stand, in der sonst die Seitenstützen verankert waren. Alles war egal, Hauptsache wir kamen weiter.

Bald erreichten wir die Berge in der Nähe von Schwäbisch Hall. Unser Fahrer fuhr langsamer und stoppte. Jetzt erst konnte ich erkennen, dass auf einem mit Gras bewachsenen Hang zuckende Menschenleiber lagen, Verletzte und Tote und ganz unten kopfüber das Fahrzeug, das uns in Crailsheim nicht mitgenommen hatte. Aus Dankbarkeit sollen die Mitfahrenden den Soldaten eine Flasche Schnaps gegeben haben, die diese sofort tranken. Wieder sprach ich mit dem Fahrer und bat ihn, doch bitte langsam und vorsichtig zu fahren, was er in den Serpentinaugen der Strasse auch meisterlich tat.

In Heilbronn war die Fahrt zu Ende. Da ab 19 Uhr Sperrstunde war und alle Zivilisten von der Strasse sein mussten, galt es für uns, schnell eine Möglichkeit für eine Übernachtung zu finden. Im Keller eines Hauses wurde uns erlaubt, uns dort aufzuhalten. Ein Bett oder Stuhl war nicht vorhanden, wir saßen auf unseren Kisten. Am Tag darauf standen wir mit vielen anderen Leuten an einem Platz und hofften wieder auf eine Mitfahrgelegenheit. Diese bot sich auf einem Lastkraftwagen, der hoch mit Getreidesäcken beladen war. Trotzdem wurde uns geholfen, mit unserem Gepäck oben Platz zu nehmen.

Meine Mutter stand noch auf der Deichsel zwischen Fahrzeug und Anhänger, als wir losfuhren. Sie schaffte es nicht alleine, auf diesen voll beladenen Wagen zu klettern. Vermutlich habe ich so laut halt geschrien, dass der Fahrer glaubte, er habe jemanden überfahren, und sofort hielt. Jetzt waren auch noch andere Männer dabei behilflich, meiner Mutter auf den Wagen zu helfen.

Ab Heidelberg konnten wir wieder einen Güterzug benutzen. In Wiesloch-Walldorf Ausweiskontrolle. Wir hatten keinen Passierschein und mussten den Zug verlassen. Während wir Kinder zwischen Gleisen in der prallen Sonne bei den Kisten aushielten, wurden die Erwachsenen abgeführt. Wohin wusste niemand. Den ganzen Tag warteten wir auf die Rückkehr unserer Mutter, ohne Essen, ohne Trinken. Gegen Abend kehrten endlich alle wieder zurück. Man hatte sie auf eine Wiese geführt, dort festgehalten, ohne eine Erklärung dazu abzugeben.

Wir standen ca. 100 Meter vom Bahnhof entfernt, als wir hörten, dass um Mitternacht ein Zug nach Karlsruhe fahren sollte. Kaum hatte ich mit meiner Mutter die erste Kiste zum Bahnsteig geschleppt, fuhr der Zug auch schon ein und trennte uns vom Rest der Truppe. Das war für mich zuviel. Laut schrie ich in Englisch um Hilfe, was sofort Wirkung zeigte. Der verantwortliche Amerikaner erklärte mir, dass der Zug auf keinen Fall ohne sein Signal abfahren würde. Wir schafften es, meine Geschwister und den Gepäckrest zu holen. Wieder trommelte ich amerikanische Soldaten zusammen, die auch einen Kinderwagen samt Inhalt außen an einem Kohlewagen hochhoben und vorsichtig nach innen weitergaben. Der Güterwagen war außer uns noch mit Brettern beladen. So erreichten wir Karlsruhe und mit einem Lastwagen die Stadt Offenburg.

Außerhalb war die Eisenbahnbrücke über die Kinzig gesprengt worden. Trotzdem verkehrte zwischen der Brücke und Kenzingen ein Zug, den wir benutzen konnten. Auf freier Strecke war mit einigen Eisenbahnschwellen ein Bahnsteig notdürftig angelegt worden. Jetzt hieß es für uns wieder, eine Kiste und ein Kind 50 Meter weiterbringen, zurückkehren, die nächste Kiste holen und dann noch einmal den Rest und das letzte Kind. Wie schnell so ein Manöver ablief, kann man sich kaum vorstellen. Wir hatten keine Kraft mehr und kaum etwas zu essen. Der Zug kam und fuhr erst einmal eine Kiste unseres Gepäcks zusammen, die wir zu nahe an das Gleis gestellt hatten. Aber auch dies und den Rest der Strecke schafften wir irgendwie und waren wieder zu Hause.

Für mich war die Reise jedoch noch nicht zu Ende. Kaum waren wir daheim, stellten wir fest, dass unsere kostbaren fünf Kamelhaardecken fehlten. Gleich konnte ich mir vorstellen, dass diese nicht verloren gegangen, sondern gestohlen waren. Als meine Mutter mit meinen Geschwistern in Heidelberg zur Toilette ging und ich die Aufsicht über das Gepäck hatte, hatte mich ein „freundlicher“ Mann darauf aufmerksam gemacht, dass ich gerufen worden sei. Ich lief einige Schritte in die Richtung, woher der Ruf gekommen sein sollte, und das nutzte dieser Zeitgenosse, die Decken zu stehlen. Um wieder gut zu machen, was ich nicht konnte, fuhr ich gleich noch mal nach Heidelberg per Anhalter und gab dort eine Anzeige auf, die auf einer Tafel in einem Fenster mit anderen ausgestellt wurde. Darin zeigte ich den Verlust an und bat um Rückgabe, was natürlich nie geschah.

Im Jahr 1945 und beinahe das ganze Jahr 1946 ging es nur ums Überleben. Während der Erntezeit half ich wieder der Bäuerin in Sexau-Lörch. Dann sollte ich zur Schule oder einen Beruf ergreifen. Ich entschied mich für einen Beruf. Förster zu werden war nicht mehr möglich. Feinmechaniker hätte ich werden können, hätte ich für meine Ausbildung Material mitbringen können. Immer noch vom Hunger geplagt, entschloss ich mich, Bauer zu werden. Auch hierbei war wieder Schicksal, dass die Stelle ein Tag zuvor fest versprochen worden war. Trotzdem kam die Tochter des Bauern nach Freiburg nachgefahren um mir die Stelle wenige Tage später noch einmal anzubieten.

Inzwischen hatte ich bei der Bürstenfabrik Mez & Co in der Münchhofstrasse eine Arbeit aufgenommen. Bürstenhölzer streichen und Löcher bohren war meine dortige Aufgabe. Wie weh Hunger tut, das konnte ich dort auch erfahren. Auch damals hatten wir immer um zehn Uhr eine Vesperpause. Durch eine Scheibe, die das Büro von den Betriebsräumen trennte, konnte ich täglich beobachten, wie eine Dame vom Land jedes Mal ihr in Zeitungspapier eingepacktes Vesper auspackte und mächtig reinhaute. Mir knurrte der Magen, ich hatte nichts zu essen.

Lange konnte ich dies verkraften, bis eines Tages mein Hunger zu groß war. Unvermittelt brach ich in Tränen aus beim Anblick dieser üppigen Mahlzeit. Mir sei nicht gut, antwortete ich besorgten Kollegen. Was hätte ich denn sonst tun können?

Auf meine Bewerbung bei der Post erhielt ich die Nachricht, dass ich am 1. Januar 1947 meinen Dienst antreten kann. Die Zeit bis dahin überbrückte ich mit der „postnäheren“ Beschäftigung als Telegrammzusteller. Zwischen den Trümmern, ohne Straßenbezeichnung oder Hausnummer die jeweiligen Empfänger ausfindig zu machen, gehörte zu den besonderen Erfahrungen in meinem Leben. Taschenlampen standen uns nachts nur für die Zustellung von Telegrammen mit wichtigem Inhalt zur Verfügung.

Postjungbote, Beamtenanwärter für den einfachen Postdienst, so lautete meine Dienstbezeichnung nach meiner Dienstaufnahme. Meine monatlichen Bezüge betragen im ersten Lehrjahr 25 Reichsmark, von denen 4 RM für die Postbekleidung einbehalten wurden. Zu Hause abgeben brauchte ich davon nichts. Von dieser Zeit an musste ich mir jedoch alles, was ich mir im Leben wünschte, außer Unterkunft und Verpflegung, selbst anschaffen. So „normalisierte“ sich mein weiteres Leben, das ich bis heute recht gut gemeistert habe.

Heinz Gutzweiler